

(17. Fortsetzung.)
20. Kapitel.

Mit schmerzhaftem Kopf und heftig pochenden Schläfen war Tuima an diesem Morgen erwacht. Es war noch früh, aber ihr Gatte hatte trotz dem sein Lager bereits verlassen. Und als die junge Frau, die ihres Unwohlseins ungeachtet, rasch ihre Morgen-toilette beendet hatte, das Wohnzimmer betrat, fand sie auch seinen Platz am Frühstückstisch leer. Er hatte ihr durch das Mädchen hinterlassen, daß er wegen einer dringenden geschäftlichen Angelegenheit schon sehr zeitig habe aufbrechen müssen, und daß sie sich nicht beunruhigen möge, wenn er vielleicht auch die Essensstunde nicht würde einhalten können.

Tuima versuchte, ihren kleinen häuslichen Verrichtungen nachzugehen; aber die sonderbaren Blicke des Mädchens scheuchten sie bald wieder aus der Küche fort. Und da sie sich wieder von jener unerträglichen, sitzenden Hitze gepeinigt fühlte, die sich sonst immer erst in den Abendstunden eingestellt hatte, trieb sie es wie unter einem unwiderstehlichen Zwange ins Freie hinaus.

Einstakt blies ihr der schneidende, böllige Wind entgegen, so daß sie nur mühsam und unter Schmerzen zu atmen vermochte. Aber sie wählte trotzdem den Weg längs des Flußufers, wo der Sturm, durch sein Hinderniß gebrochen, mit besonderer Heftigkeit tobte. Denn hier hatte sie keine Begegnung mit irgend einem Bekannten ihres Mannes zu fürchten, und keinem der unverschämten neugierigen Blicke, die ihr schon so oft bei ihrer Ankunft in Deutschland die Bluth der Beschämung in die Wangen getrieben hatten.

Der Himmel war bedeckt, und die weite Schneelandschaft um sie her sah so trostlos öde aus, als mühte unter diesem ungeheuren weißen Leuchtlicht auch die letzte Regung warmen Lebens für immer erloschen sein. Die Eisbedeckte des Flußes zeigte ein mihfarbiges, schmutziges Grau, und die Krähen, die hier und da schwärzartig unter heiserem Getöse darüber hinfliegen, machten das trübselige Bild nur noch melancholischer, statt es tröstlich zu beleben.

Auch ein heiteres und sorgloses Gemüth hätte sich inmitten dieser Senerie unheimlich berührt fühlen können, wie von den Schauern des Todes; für eine Stimmung aber, wie es die des armen jungen Weibes war, mußte sie geradezu verhängnißvoll werden. Denn Tuima empfand diese bisher ungelante winterliche Stille, dieses ödlige Erstorbenheit der Natur, dieses Hinstreichen aller fröhlichen Farbe in ein häßliches, leichenhaftes Grauweiß ganz anders wie alle die, denen es eine oft gesehene, vertraute und selbstverständliche Erscheinung war. Für sie hatte es von vornherein etwas Würgendes, fast Unbegreifliches gehabt. Und lange, bevor sie sich ihres Unglücks bewußt geworden war, hatte sie nur mit Bangen daran denken können, daß dieser Zustand noch so viele, viele Wochen andauern sollte.

Jetzt aber starrte ihr aus dieser fremdartigen Umgebung mit ihrem Eis und ihrem Schnee dieselbe erbarmungslose Kälte, dieselbe unerbittliche Härte entgegen, die sie bei den Menschen des fremden Landes gefunden. Was sie hier um sich her erblickte, war ihr nur wie ein Spiegel ihres eigenen Lebens, wie ein Symbol ihrer trostlosen Zukunft. Und nichts hätte sie ihre Verlassenheit grauamer und herzbelebender empfinden machen können, als die vom emigen Sturmwind wie vom Hauch des Todes durchwehte nordische Winterlandschaft, durch die sie jetzt mit pochendem Herzen und fiebernden Schläfen dahinschritt.

Ein kleiner hunder Gegenstand, an den sie fast schon mit dem Fuße gestoßen hätte, nahm für einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie bückte sich und sah, daß es ein wunderhübsch gefiedertes todes Vögelchen war, ein armes Opfer der Kälte oder des Hungers. Sie hob das Thierchen, das hier auf dem Wege leicht genug zertreten werden konnte, sorgsam auf und bettete es abseits in den Schneehaufen, der sich am Fuße einer Weide aufgetürmt hatte. Dabei ging es mit einem Gefühl inbrünstigen Sehns nach ihrer Seele:

„Wie gut er daran ist, der kleine, tolle Säger! Wie löstlich, so mit geschlossenen Augen zu ruhen — nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu fühlen von diesem graufamen Leben — unempfindlich für alles Weh —

und keinem mehr im Wege!“

Sie blieb unter dem Baum stehen, der seine kahlen Zweige gleich hunderten in Verzweiflung emporgeworfenen Armen gen Himmel streckte, und blickte auf den starren Spiegel des hier fast feiertaglich verbreiteten Flußes hinaus. Ein paar schwarze Flecken auf der weißlich grauen Fläche bezeichneten die Stellen, wo man der Fische wegen oder aus irgend einem andern Grunde große Löcher in die Eisbede geschlagen hatte. Auf langen Stangen waren Strohbündel als Warnungszeichen für unvorsichtige Schlittschuhläufer ausgelegt. Tuima konnte ihre Bedeutung; denn das Dienstmädchen hatte sie neulich auf ihre Frage darüber aufgeklärt. Und wie sie jetzt auf die unheimlichen schwarzen Oeffnungen hinblickte, kam ihr der Gedanke, daß es nur eines einzigen müthigen Schrittes, nur eines absichtlichen Ausgleitens bedürfte, um dadraußen unter der süßlichen Eisbede zu verschwinden und in den kühlen Fluten, die ihr Opfer schließlich nicht wieder herausgaben, die Ruhe zu finden, die ihr krankes Herz so inbrünstig ersehnte. Eine geheimnißvolle magische Gewalt wollte sie hinüberlocken auf das Eis, von dessen Rande sie nur um wenige Schritte entfernt war. Und mit energischem Entschluß mußte sie sich freimachen von den düfteren und bei ihrem gegenwärtigen Gemüthszustand doch so verführerischen Vorstellungen, die mit einem Male ihre Einbildung erfüllten.

„Nein — das nicht!“ sagte sie bei sich selbst. „Es wäre eine Feiheit und eine abscheuliche Sünde.“

Und sie ging nicht weiter, sondern schlug den Rückweg nach der Villa ein, erst jetzt bemertend, um ein wie beträchtliches Stück sie sich bereits von ihr entfernt hatte.

Als sie daheim anlangte, sagte ihr das Mädchen, daß der Herr inzwischen nach Hause gekommen sei und sich auf sein Zimmer begeben habe unter dem ausdrücklichen Verbot, ihn zum Essen zu rufen. Diese sonderbare Auskunft erfüllte Tuima mit langer Beforgnis; denn sie hatte dafür keine andere Erfüllung, als daß sich Kolf krank fühlen müsse oder daß ihm sonst etwas Schlimmes zugestoßen sei. Und nach einem kleinen Zögern entschloß sie sich, an die Thür seines Zimmers zu klopfen.

Er rief nicht „herein“, sondern fragte, wer da Einlaß begehrte; denn er hatte sich eingeschlossen. Als Tuima ihren Namen nannte, kam er, um zu öffnen. Sein Gesicht sah verstört aus, und sein lockiges Haar war zerzaust, wie wenn er mit den Händen darin gewühlt hätte.

„Entschuldige mich!“ sagte er ohne Unfreundlichkeit, doch mit einer Hast, die deutlich genug verriet, wie unbehaglich ihm ihr Erscheinen war. „Ich bin da mit einer sehr eiligen Angelegenheit beschäftigt, die mich ganz und gar in Anspruch nimmt. Und ich möchte nicht gern gestört werden.“

„Ich will Dich nicht stören, Kolf! Aber wenn Du nicht zum Essen hinter kommen willst, darf ich Dir doch wohl hier in Deinem Zimmer ein Gedächtnis auslegen lassen?“

„Als wenn es gar nichts Wichtiges auf der Welt gäbe wie Essen und Trinken!“ wehrte er ungeduldig ab. „Du hörst doch, daß ich keine fremden Gesichter um mich sehen mag. Und ich habe es auch dem Mädchen schon mit aller nur möglichen Deutlichkeit gesagt.“

„Sie braucht ja nicht herein zu kommen. Ich will Dich gern selbst bedienen.“

„Ach, das ist in diesem Falle ganz dasselbe. Laß Dich doch davon überzeugen, daß ich allein sein muß — ganz allein. Ist es Dir denn wirklich so unverständlich, daß man nicht immer zum Plaudern aufgelegt sein kann?“

„O nein! Und es ist mir nicht darum zu thun, mit Dir zu plaudern. Aber ich sehe, daß Dir etwas Uebels widerfahren ist, Kolf — daß Du ernste Sorgen hast. Und als Deine Frau halte ich mich berechtigt, meine Hälfte davon zu fordern.“

Er war sichtlich überrascht, und für einen Augenblick schien er unschlüssig, was er ihr erwidern sollte. Aber als sein Blick über das Attenbündel hinglitt, das offen auf dem Tisch lag, suchte sich seine Stirn auf's neue.

„Du bist im Irrthum, Tuima“, sagte er. „Die Sache, die mich beschäftigt, ist viel mehr die Angelegenheit anderer Leute als die meinige. Und ich kann deshalb nicht darüber reden, auch nicht mit Dir. Die einzige Gefälligkeit, die Du mir erweisen kannst, besteht darin, daß Du mir für eine Weile alle Störungen fern-

hältst, auch — er zauderte eine Sekunde lang — „auch wenn es etwa mein Bruder sein sollte, der mich zu sprechen verlangt.“

„Ich werde ihm sagen, daß Du ihm nicht empfangen kannst. Aber Hermann pflegt ja niemals um diese Zeit zu kommen.“

„Es könnte doch sein, daß er davon heute eine Ausnahme macht. Und Du darfst ihn natürlich nicht merken lassen, daß ich zu Hause bin.“

Tuima sah ihn mit großen Augen an.

„Ich soll Dich verlassen, Kolf? — Vor Deinem Bruder?“

„Nun ja — was ist denn so Ungeheuerliches dabei? Besser noch immer, daß Du mich vor ihm verlässest, als daß ich ihm ins Gesicht sagen muß, seine Gesellschaft sei mir unerträglich.“

„Aber das kann doch auch Dein Ernst nicht sein. Du hast ganz gewiß keinen besseren Freund auf der Welt als ihn.“

„Nach Deiner Auffassung vielleicht. Aber Du wirst mir gestatten müssen, darüber anderer Meinung zu sein. Seitdem sich Hermann — mit oder ohne Deine Ermächtigung — betruhen fühlst, Deinen Ritter zu machen, schlägt er mir gegenüber einen Ton an, der mir nicht gefällt und den ich nicht länger dulden werde. Ich brauche so wenig einen Vormund, als Du eines Beschützers bedarfst außer mir.“

„So ein ich es, die auch entfremdet? Um meinetwillen...“

Aber er ließ sie nicht ausreden. Mit abwehrend erhobenen Händen hinderte er sie, zu vollenden.

„Nur keine weiteren Auseinandersetzungen und keine eheliche Scene. Es sind nachgerade der Widerwärtigkeiten genug, mit denen ich mich da herumzuschlagen muß. Ueber das alles können wir später reden. An Zeit dazu wird es nun ja nicht fehlen.“

Er trat wieder an den Tisch und neigte sich über seine Papiere. Tuima stand noch eine kleine Weile neben der Thür, als sie ihn sah, und es unmöglich, daß er sie so sollte von sich gehen lassen. Aber er sprach nichts mehr und gönnte ihr keinen Blick. Da ging sie geräuschlos hinaus und zog leise, ganz leise die Thür hinter sich zu.

„Ich werde niemals meine Einwilligung dazu geben, daß Du nach Samoa zurückkehrst!“ hatte Kolf ihr gestern zugerufen, und sie wußte, daß es ihm Ernst damit war. Aber sie wußte auch, daß sie hier nicht bleiben dürfte, wenn sie ihm nicht sein Leben ganz und gar verderben sollte. Was sie schon vorher mit herbeiklemmender Bangigkeit dunkel gefühlt hatte, jetzt, während der letzten Minuten, war es ihr zur ungewissenhaften Gewißheit geworden. Er hatte kein Vertrauen zu ihr; er hielt sie nicht würdig, seine Sorgen und Kummernisse zu theilen. Und wie sie bisher schon als ein förderndes Hinderniß zwischen ihm und der Gesellschaft gestanden hatte, auf die seine Erziehung, seine Gewohnheiten und Neigungen ihn verriethen, so war sie jetzt sogar die Ursache geworden, daß das herrliche Verhältniß der beiden Brüder in eine feindselige Stimmung umzuschlagen drohte.

Diesen Gedanken vor allem vermochte sie nicht zu ertragen. Sie war sein Weib geworden, weil sie ihn liebte und aufrichtig liebte. Und ihre Liebe war nur tiefer und inniger geworden mit jedem Tag ihrer Ehe. Ihre Einbildungskraft reichte nicht aus für die Vorstellung, wie sie die Trennung von ihm ertragen sollte und ein Leben ohne ihn. Und doch war es ihr unumflüchtige Ueberzeugung, daß sie jetzt um feinetwillen diese Trennung beizubehalten müsse, auch gegen seinen Wunsch und seinen ausdrücklichen Befehl. Er sollte sie nicht gheirathet haben, um dadurch für den ganzen Rest seines Lebens unglücklich zu werden. Er sollte nicht jahres- und jahrezehntelang ein unbedeutendes, unehrenbürtiges Geschäft an unzureichender Reite mit sich herumschleppen müssen, auch wenn er riterrlich genug war, um des einmal abgelegten Gelübnisses willen dies Martyrium geduldig auf sich zu nehmen.

Ihr angebliches Heimweh war nichts anderes gewesen als die Trauer um die verlorene Liebe ihres Gatten. Sie wußte, daß sie in den Tod ging, wenn sie ohne ihn nach Samoa zurückkehrte. Aber sie war nichts-floeweniger jetzt unüberwindlich entschlossen, es zu thun. Denn wenn sie nicht mehr leben konnte, um ihn glücklich zu machen, so bedeutete es wahrlich kein übermenschliches Opfer mehr für sie, seinem Glück zuliebe zu sterben.

Da sie mit Koffs Einwilligung nicht würde reisen können, wollte sie fliehen. Und auf der Stelle wollte sie mit den dazu erforderlichen Vorbereitungen beginnen. Trotz ihrer geringen Erfahrungen und ihrer naiven Unkenntniß des praktischen Lebens war sie sich doch darüber klar, daß für eine so weite Reise erheblich größere Geldmittel nöthig sein würden, als sie besaß. Aber sie hatte Schrudfäden, die sich verkaufen ließen, und sie hoffte, daß der Erlös wenigstens für einen Platz im Zwischendeck ausreichen würde. Vor allem mußte sie sich über die Abgangszeit des Schiffes unterrichten und über die Schritte, die sie zu thun hatte, um sich wenigstens einen Zwischendeckplatz zu sichern. Deshalb machte sie sich sofort zum Ausgehen fertig, ertheilte dem Dienstmädchen strengen Befehl, ihren Gatten durch keinen Besucher stören zu lassen, und verließ das Haus.

Solange sie noch in den vier Wänden ihrer Wohnung gewohnt war, ihr die Ausführung ihres Vorhabens nicht so schwierig erschienen. Jetzt aber, da sie mittlerweile allein in das Ungewisse hinausging, fiel ihr das Bewußtsein ihrer Unfahrtheit und Hilflosigkeit zentnerschwer auf die Seele. Sie wußte weder, wohin sie sich mit ihren Anträgen wenden noch wie sie es anfangen sollte, ihre wenigen, haßig zusammengekrampften Kleinodien zu veräußern. Und sie hatte hier auf der fremden Erde keinen, an den sie sich hätte um Rath und Beistand wenden können. In jeder anderen Angelegenheit würde sie die Unterstüzung ihres Schwagers in Anspruch genommen haben; denn ihr Vertrauen zu ihm war unbegrenzt. Von ihrem jetzigen Vorhaben durfte er nichts erfahren, da er selbstverständlich alles daran gesetzt haben würde, es zu hintertreiben. Und sie konnte doch nicht den ersten besten Vorübergehenden um Auskunft ersuchen, wie man es anfangen müsse, schnell und heimlich nach Samoa zu gelangen.

Da kam ihr mitten in ihre Rathlosigkeit plötzlich wie eine Erleuchtung der Gedanke an Elfriede Vornes. Sie war außer dem Bruder ihres Gatten das einzige Wesen, zu dem sie sich hingezogen gefühlt und das sie aufrichtig lieb gewonnen hatte. Auf ihren Beistand glaubte sie sich zählen zu dürfen, und von ihr fürchtete sie keinen Verrath. Sie kannte den Weg zu der Wohnung der Schwägerin, und sie zögerte nicht, ihn einzuschlagen. Aber am Ziel wartete ihr eine schmerzliche Enttäuschung; denn sie fand nur Hertha daheim und ersuhr von ihr, daß es gerade heute ganz unbestimmt sei, wann Elfriede kommen würde.

So tapfer auch immer Tuima sich selbst zu beherrschen wußte, in dieser letzten Zeit war doch so viel auf sie eingestürzt, daß es nur noch eines verhältnißmäßig geringfügigen Mißgeschicks bedurfte, um ihre Widerstandskraft zusammenbrechen zu lassen. Die Hindernisse, die sich der Ausführung ihres Vorhabens entgegenstellten, erschienen ihr mit einem Male ganz unüberwindlich. Und das Bewußtsein ihrer Verlassenheit überwältigte sie für einen Augenblick so vollständig, daß sie wie gebrochen auf einen Stuhl niederlang und in heftiges Weinen ausbrach.

Hertha war auf das äußerste erschrocken, und da sie der jungen Frau, von der sie und ihre Schwester nur Gutes und Freundliches erfahren, von Herzen zugethan war, gab sie sich in ihrer halb kindlichen Weise alle erdenkliche Mühe, sie zu trösten und die Ursache ihres Kummer zu ergründen. Aber Tuima konnte dies junge, unschuldige Geschöpf natürlich nicht zur Vertrauten ihres Herzeleidens und zur Mitwifferin ihrer folgenschweren Entschlüsse machen. Sie schämte sich vielmehr, daß sie sich vor ihren Augen so weit hatte hinziehen lassen, und nahm sich energisch zusammen, um ihre Fassung wieder zu gewinnen.

„Es ist gar nichts Besonderes, mein liebes Fräulein“, sagte sie, mühsam, unter Thränen lächelnd. „Ich fühle mich nur seit einigen Tagen nicht ganz wohl — und ich hatte so seit darauf gerechnet, Ihre Schwester anzutreffen. Die kleine Enttäuschung hat mich im ersten Moment so sehr betrübt. Das ist recht kindlich, nicht wahr? Aber Sie sehen, es ist ja auch nun schon vorüber.“

Sie verabschiedete sich eilig, da sie ihrer schwer erkrankten Festigkeit noch recht wenig vertraute, und lehrte, von der Unmöglichkeit aller auf eigene Hand unternommen Bemühungen überzeugt, in tiefster Rathlosigkeit

und Niedergeschlagenheit nach Hause zurück. Je mehr sie auf dem langen Wege Zeit hatte, über ihren abenteuerlichen Plan nachzudenken, desto deutlicher trat ihr die Unmöglichkeit vor Augen, ihn zur That werden zu lassen. Und das Ende ihrer qualvollen Grübeleien war die Erkenntniß, daß es trotz alledem keine andere Hoffnung für sie gab als die, durch flehentliche Bitten vielleicht doch noch Koffs Einwilligung zu ihrer Heimkehr zu erlangen.

Gleich auf der Stelle wollte sie es versuchen, denn mit dieser zermalmenden Last auf der Seele hätte sie ihm gegenüber ja doch keine heitere Unbefangtheit mehr erheucheln können. Und es war nach ihrer Meinung besser, wenn es noch in dieser Stunde völlig klar zwischen ihnen würde.

Gerabewegs wandte sie sich, sobald sie die Villa wieder erreicht hatte, dem Zimmer ihres Gatten zu. Denn so wichtig konnte seine Beschäftigung mit den Angelegenheiten anderer Leute doch unmöglich sein, daß eine Auseinandersetzung, die über ihre ganze Zukunft entscheiden sollte, nicht hätte den Vorrang behaupten sollen. Aber wie sie das neben seinem Arbeitszimmer gelegene Gemach betrat, wurde sie zu ihrer Ueberzeugung inne, daß er trotz seines strengen Befehls, keinen Besucher vorzulassen, nicht mehr allein war. Sie hörte, daß er in gedämpftem Tone zu jemand sprach. Und dann vernahm sie den Klang einer andern, leidenschaftlich erregten Stimme, die ihr feines Ohr sofort als die Stimme Else Flemmings erkannte. Sie mußte erkaunt sein, die junge Dame bei ihrem Manne zu finden; aber sie wäre trotzdem sicherlich keinen Augenblick in Versuchung gewesen, zu lauschen, wenn nicht in dem Moment, da sie sich leise wieder zurückziehen wollte, ein Wort an ihr Ohr geschlagen wäre, das geradezu lähmend auf sie wirkte und für eine Sekunde den Schlag ihres Herzens stoden machte. Jetzt erst gewahrte sie, daß die Verbindungstür nicht geschlossen war, sondern um mehr als eine Handbreite offen stand. Und als sie die erste, furchtbare Bestürzung überwunden, fühlte sie sich von einer Gewalt, die stärker war als ihr widerstrebender Wille, unwiderstehlich zu jenem Thürspalt hingezogen, durch den sie mit einem einzigen Blick das ganze Zimmer mußte übersehen können.

(Fortsetzung folgt.)

bestandes in unsern Hartholzforsten. Einst bildete es den Stolz der Wälder des Ostens und eine schier unerschöpfliche Quelle der Fabrikation in Ohio und Indiana, aber das sind vergangene Zeiten. Es ist fürchterlich dort gehaucht worden und nur die strengste Aufsicht kann die vollständige Ausrottung des Baumes verhindern, der sich außerdem noch in Kentucky und vorzugsweise in Arkansas findet, von wo denn auch der größte Theil des schönsten Holzes kommt, das zu den besseren Werken verarbeitet wird.

Der hygienische Werth der Musik.
Während viele übernerwöte Leute behaupten, daß sie selbst und unzählige Menschen durch die Ausübung der Musik in ihrem Gesundheitszustand geschädigt werden, fehlt es auch heute nicht an Stimmen, die dieser eblen Kunst im Gegentheil eine gesundheitsfördernde Wirkung zusprechen. Die Aerzte sind, vom alten Hippokrates, dem Vater der Medizin, an gerechnet, davon überzeugt gewesen, daß die Musik als Heilfaktor in Betracht kommen kann. Somoth der Rhythmus wie die Harmonie — natürlich ist dabei nur von einigermaßen guter Musik die Rede, wo diese Eigenschaften beide vorhanden sind — sollen einen wohlthätigen Einfluß auf den menschlichen Organismus haben, und zwar sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung. Besonders wo es sich um die völlige Genesung von Kranken handelt, die über die Krisis hinaus sind, kann man sich von der Kraft dieser Kunst versprechen. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß der große Napoleon, der doch sonst nicht in besonders enger Beziehung zur Musik gestanden hat, den Befehl gab, daß unter den Fenstern der Krankenhäuser Musik gemacht werden sollte, und noch jetzt ist von den Militärbehörden in Frankreich die Anordnung getroffen worden, daß in den Provinzhäusern ein- oder zweimal in der Woche den Invaliden der Garnison von den Regimentsmusikern aufgespielt wird. Dr. Stodart nennt in der „Medicina Italiana“ eine Reihe von ganz hervorragenden, ärztlichen Fachleuten, die für die Wirksamkeit der Musik in vielen Fällen von Geisteskrankheit, namentlich Melancholie und Hypochondrie, eingetreten sind. Daß auch die eigene Ausübung namentlich des Gesanges über viele Beschwerden hinweg hilft, braucht kaum gesagt zu werden.

Was die Einbildung thut.
Einen amüsanten Beweis für die Macht der Einbildung über die Gesundheit berichtet ein amerikanischer Arzt, Dr. Charles R. Mills aus Philadelphia, in einer englischen Wochenschrift. Ein junger Beamter, der sich überanstrengt hatte und unter der Sommerhitze litt, wandte sich an einen Arzt. Der Mediziner untersuchte ihn, prüfte die Lungen und sagte dann ernst: „Ich werde Ihnen morgen schreiben.“ Am nächsten Tage erhielt er einen Brief, in dem der Arzt ihm riet, seine irdischen Geschäfte in Ordnung zu bringen, er habe keine Zeit mehr zu verlieren. „Natürlich können Sie vielleicht noch wochenlang leben, aber Sie thun gut, wenn Sie Ihre Angelegenheiten ordnen.“ Die rechte Lunge sei verloren und das Herz von einem schweren Leiden befallen. Der junge Patient war über diesen Brief, der sozusagen schon ein Todenschein war, aus seine tiefe bestürzt. Er ging nicht in seine Office, schon am Mittag hatte er Athembeschwerden und Herzschmerzen. Er hütelte das Bett und um Mitternacht mußte eilhaft nach dem Arzt geschickt werden. Der Doktor war aufs höchste erkaunt. Er wußte nichts von einem Herzleiden. Der Patient zeigte dem Arzt den empfangenen Brief und nun klärte sich alles auf; der Brief hatte einem anderen Patienten gegolten, die Sekretärin hatte die Adressen verwechselt. Der Patient lachte und war bald wieder kergegesund. Aber was geschah mit dem sterbenden Schwindsüchtigen, der den Brief eigentlich erhalten sollte? Der hatte einen tröstlichen Brief bekommen — vier Wochen an die See und alles ist in Ordnung —, er war fröhlich abgereist und sofort ins Seebad gegangen. Das sind zehn Jahre her; der Todeslabidat lebt noch heute in bester Gesundheit....

Das Sidornholz und seine Verwendung.
Im Verein mit der Nationalen Sidorn-Gesellschaft — so was gibt es wirklich in den Vereinigten Staaten — hat das Landwirtschaftsamt eine Aufstellung über die vornehmsten Gebrauchsarten des Sidornholzes gemacht. In den letzten Jahren haben sich nämlich die Klagen über das Schwinden des Bestandes befaßten Holzes immer vernehmlicher geltend gemacht. Die Ursache dieses Schwindens und die Schwierigkeit, ihm zu steuern, wird zum Teil darauf zurückgeführt, daß eine ganze Anzahl kleinerer Wandersägemühlen die Wälder durchzieht und überall, wohin sie kommen, die Bäume in einem Umkreis von zwei bis acht Meilen auslitt. Auf diese Weise ist schon eine bedeutende Menge Holz zu allerhand Zwecken verarbeitet und seiner besseren Bestimmung entzogen worden. Das ist auch der Grund, weshalb eine annähernd richtige Schätzung des Sidornholzesverbrauchs nicht gemacht werden kann. Doch läßt sich aus den erhältlichen Zahlen immerhin ein Begriff davon bilden, in welchem Umfange dieses Holz in der Industrie zur Verwendung kommt. Sidorn ist vorzugsweise gesucht für bestimmte Wagenhölzer und Werkzeuge, bei denen es auf große Dauerhaftigkeit und Zähigkeit in Verbindung mit mäßiger Schwere ankommt. Für bessere Arbeiten werden da jährlich mehr als 130,000,000 Brettfuß verbraucht, während noch für minder wichtige Gegenstände an 200,000,000 Brettfuß zur Verwendung kommen. Alles in allem werden in den Vereinigten Staaten gering gerechnet an die 330,000,000 Brettfuß Sidornholz verarbeitet. Ausweislich der Berichte des Zensusamtes belief sich der durchschnittliche Werth des Sidornholzes in der Sägemühle auf \$30 das Tausend, während Holz besserer Sorte, wie es für besonders feine Arbeiten benöthigt wird, sich auf mindestens \$50 das Tausend stellt. Danach belief sich also der Gesamtwert der jährlichen Sidornholzausbeute in der Sägemühle auf nicht weniger als \$12,000,000.

Sidorn gehört zu den werthvollsten Holzarten unserer Wälder, aber auch von den seltensten; es stellt nur etwa zwei bis fünf Prozent des Gesamt-

holzes dar. Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.

Die Bundesregierung bereitet sich von neuem darauf vor, dem Zuckerruss die Todesstoß zu verzeihen. Das ist bitter.